



Rachel Camerons Leben ist bestimmt von ihrer Arbeit als Lehrerin und den Erwartungen ihrer stark hilfsbedürftigen Mutter. Seit der Vater starb, gibt es außer ihr niemanden, der sich um die kränkliche Witwe kümmern könnte. So scheint Rachels Schicksal besiegelt – unverheiratet wird sie in der kanadischen Provinzstadt Manawaka ein beengtes und ereignisloses Leben führen. Doch dann begegnet Rachel ihrem ehemaligen Schulfreund Nick wieder, der für die Sommermonate zu Besuch bei seinen Eltern ist. Er geht mit ihr aus und beginnt eine Affäre mit ihr. Und obwohl Rachel ahnt, dass diese Beziehung nicht von Dauer sein kann, stürzt sie sich in dieses Verhältnis, erfährt zum ersten Mal in ihrem Leben körperliche Liebe und beginnt langsam zu begreifen, dass sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen muss, wenn sie sich nicht von den äußeren Umständen erdrücken lassen will.

MARGARET LAURENCE, die neben Margaret Atwood und Alice Munro als bedeutendste Autorin Kanadas gilt, wurde 1926 in der Präriestadt Neepawa geboren. Ihre Eltern waren schottischer und irischer Abstammung und starben, als sie noch ein Kind war. 1947 heiratete sie einen Bauingenieur und ging mit ihm nach Afrika. Über Afrika schrieb sie ihre ersten Erzählungen und Romane, ihre bedeutendsten Prosawerke sind jedoch in Kanada in der fiktiven Stadt Manawaka angesiedelt, der ihre Heimatstadt Pate stand. Margaret Laurence starb 1987.

MONIKA BAARK, 1968 in Tel Aviv geboren, studierte Anglistik und Kunstgeschichte. Sie übersetzte u. a. Werke von Margaret Atwood, Vendela Vida und Miriam Toews. Sie lebt in Berlin.

MARGARET
LAURENCE

EINE
LAUNE
GOTTES

ROMAN

Aus dem kanadischen Englisch
von Monika Baark

Mit einem Nachwort
von Margaret Atwood

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Das Motto auf Seite 5 stammt aus Carl Sandburg, *Losers*.
In: *Smoke and Steel. Complete Poems of Carl Sandburg*.
Harcourt Brace, 1920.

Die Originalausgabe »A Jest of God«
erschien 1966 bei McClelland & Stewart, Toronto.

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
der Julia Eisele Verlags GmbH, München

© 1966 by New End
© 2022 der deutschsprachigen Ausgabe
Julia Eisele Verlags GmbH, München

Afterword by Margaret Atwood,
reproduced with permission of
Curtis Brown Group Ltd, London
on behalf of O.W. Toad, Ltd
Copyright © O.W. Toad, Ltd, 1988

Alle Rechte vorbehalten
Satz: LVD GmbH, Berlin
Einbandgestaltung:
Moni Port, Frankfurt am Main
Druck und Bindung:
CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2022
ISBN 978-3-7632-7429-1

*Sollte ich Jonahs Grab passieren,
Würde ich dort ein wenig verweilen;
Denn einmal wurde ich im Finstern verschlungen
Und kam doch lebendig heraus.*

CARL SANDBURG, LOSERS

INHALT

EINS	9
ZWEI	34
DREI	60
VIER	88
FÜNF	107
SECHS	136
SIEBEN	156
ACHT	177
NEUN	207
ZEHN	234
ELF	247
ZWÖLF	258
NACHWORT	275

EINS

*The wind blows low, the wind blows high
The snow comes falling from the sky,
Rachel Cameron says she'll die
For the want of the golden city.
She is handsome, she is pretty,
She is the queen of the golden city.*

Natürlich skandieren sie nicht meinen Namen. Es hört sich nur so an, hier am Klassenzimmerfenster, wo ich stehe und ihnen zusehe, denn ich erinnere mich, wie ich selbst zu diesem Lied Seil gesprungen bin, als ich ungefähr so alt war wie die kleinen Mädchen da draußen. Vor siebenundzwanzig Jahren, was unmöglich scheint, als ich selbst sieben war, aber es ist dasselbe braune Ziegelgebäude, nur mit einem neuen Flügel und renoviert. Es hätte mich damals bestimmt überrascht, hätte ich gewusst, dass ich mal hier enden würde, in diesem kleinen Raum, nicht mehr diejenige, die immer krampfhaft gefallen wollte, sondern die dünne Riesin hinter dem Pult, die die Macht hat, ein Kreidestück in der Farbe ihrer Wahl zu nehmen und egal was an die Tafel zu schreiben. Eine Macht, die auszuüben damals lohnend erschien.

*Spanish dancers, turn around,
Spanish dancers, get out of this town.*

Man vergisst diese Lieder, später, aber das Wissen darum muss wie eine Geheimsprache von Kind zu Kind weitergegeben werden – seit wie langer Zeit? Sie wirken wie eine ganz andere Spezies, all diese Generationen von Kindern. Als müssten sie noch immer irgendwo existieren, selbst nachdem ihre Körper grotesk geworden sind und sie den Text und die Melodien vergessen und Enttäuschung gelernt haben und schließlich gestorben sind, und die letzte getrocknete Hülle ihrer selbst zwecks anständigem Begräbnis geschminkt und geschmückt wird von Sterblichen wie Niall Cameron, meinem Vater. Blöder Gedanke. Morbide. Ich darf solchen Gedanken in meinem Kopf keinen Platz einräumen. So etwas ist gefährlich. Ich weiß das.

*Nebukadnezar, King of the Jews,
Sold his wife for a pair of shoes.*

Dieses Lied hier kann ich mir vorstellen, wie es weit zurückreicht durch Zeiten und Sprachen. Skandiert auf Latein vielleicht, mit den gleichen hohen Singsangstimmen selbstgefälliger kleiner Römerinnen, die im Innenhof irgendeiner Villa in Gallien oder Britannien auf den Mosaiken Seil springen, ohne zu ahnen, dass die blauen Hundsköpfigen knurrend vor den Mauern stehen und lauschen. Da. Schon wieder. Das muss aufhören. Das tut mir nicht gut. Sobald ich mich beim Grübeln erwische, muss ich einfach den Schalter umlegen und an etwas anderes denken. Am Ende werde ich noch zur Exzentrikerin, Gott bewahre. Das ist nicht nur meine Einbildung. Ich habe es schon erlebt.

Nicht nur bei Lehrerinnen, natürlich, und nicht nur bei unverheirateten Frauen. Auch Witwen können extrem wunderbar werden, aber die können sich wenigstens mit Trauer herausreden.

Damit muss ich mich sicherlich erstmal noch nicht auseinandersetzen. Vierunddreißig ist ja noch relativ jung. Aber jetzt ist die Zeit, in der man auf der Hut sein muss.

Es klingelt, die Pause ist vorbei. Ich muss schnell meine Kinder einsammeln. Ich muss aufhören, sie als meine Kinder zu bezeichnen, selbst insgeheim. Das geht einfach nicht. Wir sagen es natürlich alle. Selbst Calla sagt es über die Fünftklässlerinnen: »Willst du mal das Plakat sehen, das meine Kinder heute gemalt haben?« Aber die Worte stellen keine Bedrohung für sie dar. Sie empfindet nur eine unbestimmte Art von belustigter Zuneigung und Gereiztheit ihnen gegenüber, allen gleichermaßen.

»Na kommt, zweite Klasse. Schön in eine Reihe stellen.«

Fange ich auch schon an, in diesem affektierten Tonfall zu sprechen, den sich so viele Lehrerinnen aneignen, ohne es zu merken? Anfangs sprechen sie nur mit den Kindern so, aber es wird zur Gewohnheit, und irgendwann können sie überhaupt nur noch so reden. Sapphire Travis macht es die ganze Zeit. Rachel, Liebes, sei ein liebes Mädchen und schenk mir ein winziges Tässchen Tee ein, ja? Die armen Erstklässler. Wie halten sie das nur aus? Kinder haben einen eingebauten Verlogenheitsradar.

»Na, los. Wird das heute noch was? Du meine Güte, James, hör auf zu trödeln.«

Jetzt war ich unnötig streng. Auch hier muss ich aufpassen. Es ist schwierig, die Balance zu finden. Es ist sooft James, den ich so anspreche, aus lauter Angst, bei ihm zu sehr ins Gegenteil zu verfallen.

Warum habe ich mir keinen Mantel angezogen? Ich zittere in diesem Frühlingswind. Meine wärmend verschränkten Arme kommen mir lang und dünn vor. Die letzten Tage sind schön und mild gewesen, doch der Wind von Norden ist

immer noch messerscharf. Ich erkälte mich leicht, und wenn ich eine Erkältung habe, geht sie ewig nicht weg und macht mir wirklich das Leben schwer.

James ist wie üblich der Letzte. Dieser Junge kommt grundsätzlich im Schneckentempo ins Klassenzimmer. Beim Verlassen des Raums dagegen scheint er fast abzuheben wie ein Sperling und auf wundersame Weise zu fliegen. Der Anblick seiner drahtigen Zierlichkeit, seiner zauseligen rotbraunen Haare löst bei mir eine verzweifelte Zärtlichkeit aus. Ich frage mich, warum er andere Gefühle in mir weckt? Weil er einzigartig ist, deshalb. Ich darf eigentlich nicht so empfinden. Sie sind alle einzigartig. Welch hehrer Gedanke, einer, den Willard Siddley unterschreiben würde. Natürlich sind sie alle einzigartig, aber wie bei der Gleichheit der Tiere sind manche eben einzigartiger als andere.

Als ich reingehe, ist Calla Mackie im Flur. Ich sollte nicht immer versuchen, den Blickkontakt mit ihr zu vermeiden. Sie ist nett, sie meint es gut. Wenn sie nur etwas normaler aussehen und nicht zweimal die Woche in ihr fantastisches Gotteshaus rennen würde. Sie schiebt sich nach unten durch die lärmende Menge der Kleinen, die die Treppe heraufdrängen wie Fische gegen die Strömung. Calla ist stämmig gebaut, überhaupt nicht dick, aber massig und breit. Sie sagt, sie hätte eigentlich Ukrainerin werden sollen, und tatsächlich hat sie diese slavische Kastenform und starke schwere Knochen. Sie hat grau melierte, glatte Haare, die sie sich mit der Nagelschere selbst schneidet. Ich möchte wetten, sie hat noch nie einen Fuß in einen Friseursalon gesetzt. Sie kämmt sich die Haare hinter die Ohren, schnippelt sie aber fransig über der Stirn wie bei einem Shetlandpony. Sie trägt in der Schule langärmlige Kittel, aber nicht, um ordentlich auszusehen, sondern um jeden Tag denselben braunen Tweedrock

und mattgrünen Strickpullover anziehen zu können, ohne dass es auffällt. Vielleicht wäscht sie den Pullover von Zeit zu Zeit und hängt ihn abends zum Trocknen über die Heizung. Was weiß denn ich. Sie überschüttet sich mit Zitronenverbene-Duftwasser. Ihr heutiger Kittel ist aus bräunlichem Chintz und sieht aus wie eine Küchengardine. Arme Calla – was kann sie dafür, dass sie keinen Geschmack hat. Dagegen bin ich geradezu schick.

O Gott. Ich will nicht überheblich sein. Wie kann das passieren, immer noch, diese Anklänge an meine Mutter? Mein dunkelblaues Wollkleid ist drei Jahre alt und viel länger, als es heutzutage modern ist. Ich habe nie die Energie aufgebracht, es zu kürzen. Jetzt hängt es mir wie ein Sack über die Knie. Und die Asche, wo ist die? Ich spiele mich auf. Schon immer tu ich das. Niemand würde es von mir annehmen, wo ich doch so still bin.

»Rachel – ach, Rachel –, komm doch mal kurz.«

»Was ist denn?«

»Warte nach der Schule auf mich«, zischt Calla. »Ich hab was für dich.«

»Ja. Ist gut.«

Sie ist ein großzügiger Mensch. Das weiß ich, und ich sollte es mir nicht ständig in Erinnerung rufen müssen. Aber es ist mir peinlich. Ich weiß nie, was ich sagen soll. Einmal hat sie mir eine ihrer Halsketten geschenkt. Eine grässliche Kette aus polierten Pfirsichkernen. Ich hatte sie nur aus Höflichkeit bewundert. Und dann musste ich sie tragen.

Später Nachmittag, die Kinder malen Bilder. Freie Themenwahl – sie dürfen malen, was sie wollen. Einigen fällt nichts ein. Ich muss Vorschläge machen – das Haus, in dem sie wohnen, was sie letztes Wochenende unternommen haben.

»Hat jemand von euch einen Spaziergang gemacht, in der Natur? Hat jemand von euch Weidenkätzchen gefunden?«

Meine eigene Stimme klingt verlogen in meinen Ohren, wie Peter Hase, und ich bemerke, wie ich neben meinem Pult stehe und ein neues Stück orangefarbene Kreide so fest in der Hand halte, dass es zerbricht. Aber die Kinder scheinen es nicht mitbekommen zu haben. Ein kleiner Antwortchor erhebt sich – natürlich sind es die Mädchen.

»Ich! Ich, Miss Cameron.«

»Ich und mein Bruder, wir haben tausend Weidenkätzchen mindestens gefunden.«

Interessante Geschöpfe, diese sehr jungen Mädchen. Sie sind oft so gefallsüchtig, dass sie Lügengeschichten erzählen, ohne es richtig zu bemerken. Ich glaube kaum, dass mehr als eine Handvoll von ihnen tatsächlich in der Natur war. Sie behaupten es nur meinetwegen. Und dennoch fühle ich mich auf eine Weise unbefangen in ihrer Gegenwart, wie ich es in Gegenwart der Jungs nicht tue, die schon automatisch spotten, trotz ihrer jungen Jahre.

Außer James Doherty. Er ist zu beschäftigt mit seinen Belangen, um sich um andere Dinge zu kümmern. Er geht seinen eigenen Weg, als würde er die Außenwelt erdulden, aber eigentlich nicht daran glauben. Seine schulischen Leistungen sind, allgemein gesprochen, schwach. Und doch weiß er unfassbar viel darüber, wie Autos funktionieren und Elektrizität und Flugzeuge. Das mit den Autos kann ich verstehen. Das Wissen hat er aufgeschnappt, weil sein Vater in der Autowerkstatt von Manawaka arbeitet. Aber woher hat er den Rest? Die Familie ist nicht gebildet. Von zu Hause kommt keine Unterstützung. Seine Eltern haben vermutlich noch nie in ihrem Leben ein Buch aufgeschlagen. Grausam eigentlich, dass er mit den beiden zusammen hier aufkreuzen musste.

Grace Doherty ist wirklich keine Leuchte. Sie weiß nicht, was James für ein Kind ist. Ihre einzige Sorge ist, dass er ein gutes Zeugnis nach Hause bringt, nicht, weil das der Beweis wäre, dass er etwas gelernt hat, sondern nur, damit er nicht dümmer dasteht als der Sohn ihrer Schwägerin.

»Dann lass doch mal sehen, was du gemacht hast, James. Darf ich?«

Er reicht mir das Blatt. Zögerlich, weil es ihm wichtig ist. Bei ihm sind es weder Häuser noch mickrige Weidenkätzchen. Das Raumschiff ist wunderschön komplex und mit vielen Details ausgestattet – Griffen, Stützen, Schalttafeln, Sauerstofftanks, hydroponische Behälter, um im All Gemüse anzubauen, seltsame und unerlässliche Ausbuchtungen, spitze Flossen, birnenförmige Fenster und kleine knollige Männchen, die eingemummelt in Raumanzügen auf schwankenden Seilen das Schiff besteigen, mit dickem Bleistift, wie Engel auf der Jakobsleiter.

»Sehr gut, James. Und was ist dieses kleine Etwas hier?«

Und er erklärt, entlässt einen Redeschwall, um das Ding verständlich zu machen.

Ich sage – *großartig*. Er nimmt das Papier wortlos wieder an sich, glücklich. Doch als ich beim nächsten Kind weitermache, sehe ich mich gezwungen, noch einmal *großartig* zu sagen, diesmal zu Francine MacVey, einer jungen Dame von haarsträubender Einfallslosigkeit. Der unnatürliche Glanz, die geschürzten Lippen und gebogenen Wimpern sind direkt abgekupfert aus irgendeinem billigen Malbuch von Schneewittchen oder irgendeinem Kino-Püppchen. Wie ungerecht gegenüber James, mein Lob auf diese Weise zu schmälern. Nicht auszudenken, er oder irgendeiner von ihnen käme dahinter, wie sehr ich ihn schätze. Sie würden mich schikanieren, mit Sicherheit, aber es wäre nichts im Vergleich dazu,

wie sie ihn schikanieren würden. Sie würden ihn beschimpfen – dass Worte einem nichts anhaben können, das ist so wohlfeil, so kalt und hässlich. Diese Vorstellung macht mir schreckliche Angst. Aber auch James wäre grausam, wenn er es wüsste. Er würde einen Weg finden, um verletzend zu sein. Er müsste es sein, aus irgendeinem Bedürfnis heraus, sich vor mir zu schützen. Das ist es, was mich am schmerzlichsten trifft.

Nach der Schule sitze ich an meinem Pult und warte, dass Calla auftaucht. Doch als es klopft und die Tür aufgeht, ist es Willard Siddley. Er ist immer sehr nett zu mir. Ich kann's nicht anders sagen. Es gibt eigentlich keinen Grund, ihn nicht zu mögen, keinerlei Grund. Es ist diese überhebliche Art, die er an sich hat, glaube ich, irgendwie darauf zu bestehen, dass alles, was er sagt, unglaublich bedeutsam sei, und wer das nicht erkennt, hat eben Pech gehabt. Aber er ist ein guter Direktor. Daran habe ich keinen Zweifel. Alle finden das.

»Ein sehr rätselhaftes Lächeln, Rachel. Soll das die Sphinx oder die Mona Lisa sein?«

Sein Humor. Mir war nicht klar, dass ich gelächelt habe. Wenn das stimmt, dann allenfalls aus Nervosität. Was lächerlich ist. Ich habe nichts zu befürchten. Soweit ich weiß, hat er der Schulbehörde nie etwas Schlechtes berichtet über meinen Unterricht. Ich weiß nicht, wie ich überhaupt darauf komme. Ich ahne, dass mein Gesicht diese blasse Knetgummi-farbe annimmt wie immer, wenn ich aus dem Konzept gebracht werde.

»Mir war nicht klar, dass ich gelächelt habe.« Ich muss meine Anwesenheit erklären. »Ich wollte gerade los. Ich hab mir nur noch mal die Kopien durchgesehen für die ...«

»Ja«, sagt Willard. »Nun, ich will Sie auch gar nicht aufhalten.«

Ich weiß, dass ich jetzt nicht aufstehen darf, bis er weg ist. Ich bin außergewöhnlich groß für eine Frau, und Willard ist kleiner als ich. Wann immer möglich, richtet er es so ein, dass bei einem Gespräch entweder er sitzt oder ich, damit es keinen Vergleich gibt. Er hasst es, als kleiner Mann zu gelten. Er kompensiert seine, wie er offenbar meint, gedrungene Gestalt, indem er sechshundertmal energischer ist als nötig. Das nennt er Effizienz. Er liest Bücher über Arbeitsablaufstudien und zeichnet Tabellen, um zu lernen, wie man Dinge im Kopf behält, um sie nicht in den Beinen haben zu müssen.

Er schreitet auf mein Lehrerpult zu, stützt sich mit beiden Händen auf die Kante, beugt sich vor und sieht mich mit ernstem Blick durch seine Brillengläser an. Seine Augen sind blassblau wie die toten Augen der tiefgefrorenen Maränen, die es in meiner Kindheit im Winter bei uns zu essen gab, und dieser Fisch blieb mir immer im Hals stecken, wegen der Augen.

James hat heute in der großen Pause Gil Maitland ein Bein gestellt, und Gil stürzte vor ihm in den Kies. Ich hab's gesehen. Ich stand in der Nähe, halb abgewandt, also musste ich nicht unbedingt durchblicken lassen, dass ich es gesehen hatte. Willard hatte es doch auch gesehen, oder? Das ist es, was er jetzt will. »Nur ganz kurz, Rachel, ich bin kein Freund von altmodischen Disziplinarmaßnahmen, wie Sie sicherlich wissen, aber wir müssen ein Kind vor seiner eigenen Gewalttätigkeit schützen – wir dürfen nicht zögern, nicht wahr, Rachel, wo es doch nur im Interesse des ...« Ich weiß, er wird es sagen. Was er nicht weiß, ist, dass Gil gestern mit voller Absicht von der Wippe gesprungen ist, als James auf dem anderen Ende saß, hoch oben in der Luft, und die Wippe ist zu Boden gekracht. Ich bin nicht hingegangen zu James, ob-

wohl ich wusste, dass er sich wehgetan hatte. Das tu ich nie, weil ich weiß, ich darf es nur dann, wenn das Kind weint. Er hat natürlich nicht geweint. Aber heute hätte ich ihn wahrscheinlich zurechtweisen müssen. Man stellt anderen Kindern kein Bein. Willard greift bei den Jungs gern zum Riemen. Angeblich als letzte Instanz. Er sucht allerdings ständig nach einer Gelegenheit.

»Was gibt's denn?« Eine Stunde scheint vergangen zu sein, seit er gesprochen hat, dabei ist es nur eine Sekunde. Ich kann es einfach nicht lassen mit diesem blöden besorgten Unterton. »Stimmt irgendwas nicht?«

»O nein«, sagt Willard und wirkt überrascht. »Angela und ich wollten Sie nur heute Abend zum Essen einladen, das ist alles.«

Das ist alles, was er zu sagen hatte. Eine Einladung zum Essen. Angela, seine zickige, sich um alles kümmernde Frau, die ständig den nicht-liierten Lehrern Gutes tun will. Ich habe keine Lust. Ich kann nicht, ich kann sogar wirklich nicht.

»Oh – danke –, das ist furchtbar nett von Ihnen, aber ich fürchte, ich kann nicht. Heute hat meine Mutter ihren Bridge-Abend. Ich bereite immer den Kaffee und die Häppchen vor. Sie rotiert, wenn sie das alles allein tun muss.«

Willard nickt. Er hat irgendwie etwas Reptilienhaftes. Nicht wie eine Schlange – eher wie eine Eidechse, geschmeidig, trockenhäutig, flink, und jetzt zuckt er mit den Augen hin und her, schnell und gerissen linst er mich an und glaubt, über mich Bescheid zu wissen. Seine Hände sind gesprenkelt mit Sommersprossen, und kleine Härchen sprießen sogar auf seinen Fingerknöcheln.

»Tja, schade, dass Sie's nicht schaffen«, sagt er. »Ein alter Bekannter von Ihnen kommt auch.«

Dann ist er schon an der Tür, mit diesen hastigen Schritten, die er an sich hat.

»Wer denn?«

Er dreht sich um und droht mir mit dem Finger.

»Nein, nein. Jetzt ist es zu spät. Oder wollen Sie sich's doch nochmal überlegen?«

»Tut mir leid. Wie gesagt – ich kann nicht.«

Er ist weg. Meine Hände, wie sie auf dem Pult liegen, sind zu groß. Groß und dünn wie leere Handschuhe.

Warum musste ich ihn das fragen? Auf diese Art? So übereifrig? Klang das so? Als könnte ich kaum erwarten, es zu erfahren? Und wie gehässig von ihm, so zu antworten. Calla sagte mal zu ihm: »Sei nicht gemein, Willard«, nachdem er irgendetwas zu mir gesagt hatte, und er hatte erwidert: »Ach, kommen Sie, das war doch nur ein Scherz!«

Erst jetzt, wo ich mich auf meine Hände konzentriere, die Nägel schön manikürt und mit farblosem Nagellack, geht mir noch etwas anderes auf. Als Willard Siddley seine fleckigen pelzigen Hände auf meinem Tisch liegen hatte, hätte ich sie gern berührt. Um zu sehen, wie sich die Härchen anfühlen. Dennoch stößt er mich ab.

Nein. Stimmt nicht. So war's nicht. Alles nur Einbildung, mal wieder.

»Hallo, Kindchen.«

Calla. Ich wünschte, sie würde mich nicht immer *Kindchen* nennen. Es hört sich lächerlich an. Sie soll das nicht, sie kann's aber einfach nicht lassen. Sie hat, wie ich jetzt sehe, einen Blumentopf dabei. Eine Hyazinthe, eine dicke Knolle, die kurz davor ist, ihre lilablaue Blüte zur Welt zu bringen.

»Hier, für dich. Für dein Pult. Damit auch du überzeugt bist, der Frühling naht.«

»Calla – wie schön. Wie lieb von dir.« Ist es tatsächlich, und ich bedanke mich nicht genug. Vielleicht bemerkt sie, wie unangenehm mir ihre Großzügigkeit ist. »Tausend Dank. Das wäre aber wirklich nicht nötig gewesen.«

»Ach, Quatsch«, sagt Calla und wedelt mit ihrem stämmigen, in Chintz gehüllten Arm. »Ich hab welche für den Tabernakel besorgt. Ich bin diese Woche dran mit Blumen. Da dachte ich, hol ich doch einfach zwei Töpfe mehr, einen für dich und einen für mich. Hübsches Exemplar, nicht? Die sind von Zimmer. Es gab auch noch traumhafte Lilien, aber wie du weißt, steh ich mit denen ein bisschen auf Kriegsfuß.«

Callas Mutter hatte eine ausgesprochene Vorliebe für weiße Lilien und benannte ihre einzige Tochter nach einer Lilienart. Calla hasst ihren Namen, kein Wunder, man kann sich wenig Unlilienhafteres vorstellen. Wenn überhaupt, ist sie eine Sonnenblume, kühn, stark, schlicht und dennoch irgendwie aufstrebend, wobei mir ihr Tabernakel wie ein wahrhaft seltsamer Weg dafür vorkommt.

»Heute Abend ist ein Sondergottesdienst«, sagt Calla beinahe schüchtern, mit dem hoffnungsvollen kleinen Stimmchen, das sie für diesen einen Zweck reserviert hat. »Eine Gastpredigerin, soll sich wirklich lohnen. Hast du nicht vielleicht Lust, mitzukommen, Rachel?«

Ich bin schon ein paarmal mit ihr mitgegangen, wider besseres Wissen. Sie singen jazzige Kirchenlieder, und die Leute stehen auf, um Zeugnis abzulegen. Mir war das Ganze so peinlich, dass ich nicht wusste, wohin ich gucken sollte. Wie können diese Leute sich so lächerlich machen, auch noch in aller Öffentlichkeit?

»Oh, das tut mir schrecklich leid, Calla. Ich würde ja gern, aber heute ist Mutters Bridge-Abend.«